
Johnson-Jahrbuch

Band 7/2000

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson VIII, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –
Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994
ISSN 0945-9227
Bd. 7. 2000 –

ISBN 3-525-20907-X

© 2000, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.
Internet: <http://www.vandenhoeck-ruprecht.de>
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany
Satz: Competext, Heidenrod
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Rudolf Gerstenberg

Es sind nicht genug Fehler im Text

Johnsons überwachte Übungen in
überwachter Kommunikation

Kind sagte sie, und Cressphal vermied diese Anrede in den Briefbüchern, die er seiner Tochter über die Grenze schickte.

Uwe Johnson, 1959¹

Der Rekrut hat seinen Privatbrief offen in der Wachstube auszuhändigen. Dann sieht er sich vor mit dem, was er zu Papier bringt.

Uwe Johnson, 1983²

Oder – was vielleicht vorzuziehen – eine Brief-Zensur müßte anfangen. [...] Ein Katalog verbotener Briefe (index expurgandarum) wäre dann für den Korrespondenten immer ein Wort.

Jean Paul, 1803³

Der Abiturient Johnson schrieb am 25. Mai 1952 in Güstrow einen Immatrikulationsaufsatz über Arnold Zweigs Romanzyklus »Der große Krieg der weißen Männer«.⁴ Mit diesem Text gedachte er seine Eignung

1 Johnson, Uwe: Mutmassungen über Jakob, Frankfurt am Main ⁵1994, S. 17.

2 Johnson, Uwe: Jahrestage aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Bd. IV, Frankfurt am Main 1983, S. 1761.

3 Jean Paul: Titan, in: ders., Sämtliche Werke, hg. von Norbert Miller, Abt. I, Bd. 3, Frankfurt am Main ²1996, S. 404.

4 Johnson, Uwe: Arnold Zweig *Der große Krieg der weißen Männer*, ein Romanzyklus, in: ders., »Entwöhnung von einem Arbeitsplatz«. Klausuren und frühe Prosa-

für das Studium der Germanistik an der Universität Rostock nachzuweisen. Gefordert war eine »Arbeit über ein aktuelles Thema von Allgemeininteresse, das in Beziehung zu dem künftigen Beruf« stehen sollte.⁵ Johnson lobt das Werk, nennt es gar »ein Lehrbuch«, findet Gefallen an der Individualität der Figuren, die als Typen zugleich die Farbigkeit des Romans ausmachen; schließlich hebt er hervor, der Roman zeige in zahlreichen Figuren, »daß die zukünftige Entwicklung von den proletarischen Kräften als den stärkeren bestimmt werden wird.« Seine Interpretation läßt er in das bündige Urteil münden: »In seiner Aufdeckung der Zusammenhänge behandelt dieser große Zyklus den Krieg in fast wissenschaftlicher Manier.«⁶ Damit ist die Würdigung des Romans an ihr Ende gelangt, aber der Oberschüler tut noch ein Übriges.

Unter den damaligen politischen Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik war es bereits obligatorisch geworden, nahezu jede öffentliche Äußerung auf die jeweils aktuelle politische Programmatik der Partei der Arbeiterklasse zu beziehen, sei es, daß es wie hier ausdrücklich gefordert war, sei es in vorausseilendem Gehorsam, sei es in bloß salvatorischer Absicht. Kurz: Was geliefert werden sollte, mußte passen. Heute gibt es keinen Grund, an der Wertschätzung des jungen Johnson für das Werk Arnold Zweigs zu zweifeln. Der euphorische Ton allerdings, den er anschlägt, sich der auferlegten politischen Pflicht zuletzt entledigend, macht stutzen: »Die konsequente Idee des Rechts und der Rechtlichkeit, die aus diesen vier Romanbänden spricht [...]«, müsse »jeden Menschen zum Kampf für das Gute in der Welt begeistern.« Zwar, begeistert für das Gute zu kämpfen ist eine wohlfeile Empfehlung, aber kämpft, wer für das Gute kämpft, nicht zugleich auch gegen das Schlechte und Böse in der Welt? Dies Böse sieht der Junge Johnson in der erneuten »Drohung eines imperialistischen Krieges am [...] Horizont« aufste-

texte. Mit einem philologisch-biographischen Essay, hg. v. Bernd Neumann, Frankfurt am Main 1992 (Schriften des Uwe Johnson-Archivs 3), S. 23–26.

5 Vgl. Neumann, Bernd: Philologie und Biographie in Uwe Johnsons frühen Texten (1952–1959). Eine Annäherung, in: Johnson, Entwöhnung (Anm. 4), S. 129–211, hier: S. 129. Das »Allgemeininteresse« an Arnold Zweig, dem Präsidenten der Akademie der Künste der DDR, ist in einem Sonderheft der Zeitschrift *Sinn und Form* zu dessen 65. Geburtstag am 10.11.1952 artikuliert worden. Die Lobverse des Kulturministers Johannes R. Becher bringen die Biographie des Jubilars auf die Formel: »So wurde auch der Dichter ein Erbauer/ Der neuen Welt. In einer Zeit Veraltens/ Hat er sein Werk erfüllt mit Sinn und Dauer/ Und unser Herz bewahrt vor dem Erkalten ...«. Vgl. Becher, J.R.: Für Arnold Zweig zu seinem 65. Geburtstag am 10.11.1952, in: *Sinn und Form*, Sonderheft Arnold Zweig, 1952, S. 117.

6 Johnson, Arnold Zweig (Anm. 4), S. 24.

hen, heraufgerufen durch »die Unterzeichnung des sogenannten ›Deutschlandvertrages‹, der Westdeutschland in den Offensivblock gegen die Sowjetunion einbeziehen soll«. ⁷ Ebensowenig wie an der Ehrlichkeit der Wertschätzung für die literarische Qualität des *Großen Krieges der weißen Männer* hätten wir heute Grund, an der Ehrlichkeit dieser politischen Lagebeurteilung zu zweifeln – wären da nicht noch ein letzter und ein allerletzter Satz. Johnson, damals siebzehnjährig, verkündet: »Diesen Krieg, der in seinem Ausmaß der fürchterlichste seit Menschengedenken sein würde, gilt es zu verhindern. Das ist aber nur möglich, wenn sich die ganze Menschheit vereint gegen ihre Feinde wendet und sie vernichtet.« ⁸ Dieser letzte Satz erklärt auf ironische Weise das Gegenteil dessen, was er zu sagen behauptet. Er treibt nämlich jene logische Inkonsistenz auf die Spitze der Absurdität, die bereits die Behauptung gekennzeichnet hatte, eine »konsequente Idee des Rechts und der Rechtlichkeit« müsse »jeden Menschen zum Kampf für das Gute in der Welt begeistern.« Schon hier hätte sich ein aufmerksamer Zensor fragen dürfen, gegen wen noch gekämpft werden kann, wenn jeder Mensch für das Gute kämpft. Die Bedingung: »wenn sich die ganze Menschheit vereint gegen ihre Feinde wendet und sie vernichtet« zeigt nun vollends, daß der Schüler Johnson diese logische Inkonsistenz nicht lediglich um einer Pflicht willen, und widerwillig, in Kauf nimmt. Er gibt sie in Zahlung, aber als offenbare Antinomie, in der maliziösen Gewißheit, daß der Eingeweihte sie nicht für bare Münze nehmen wird.

Die ironisch doppelsinnige *reductio ad absurdum* dieser Schlußwendung ist jedoch an zweierlei Eingeweihte gleichzeitig adressiert – horizontal an Gleichgesinnte, vertikal an Andersgesinnte. In dieser kommunikativen Doppelfunktion gleicht sie der auf Tarnung bedachten Emblematis in politischen Allegorien des Barock, wo, mit Bloch zu reden, »in Gleichnissen geredet ward, den Sack schlagend und den Esel meinend, die Fürsten rühmend und die Galgen als Beweis herausstreichend«.⁹

Wo stehen die Galgen in diesem Text? Sie verbergen sich hinter dem ostentativ vorgezeigten logischen Widerspruch der Argumentation. Der Widerspruch lautet: Wenn *die ganze Menschheit* die Summe aller Menschen ist, woher sollten dann die Feinde kommen, gegen die es sich zu wenden gilt? Und wie sollte die Vernichtung der implizit als nichtexistent

7 Ebd., S. 25f.

8 Ebd., S. 26.

9 Bloch, Ernst: Blick auf Sklavensprache, in: ders., Werkausgabe, Bd. 14, Frankfurt am Main 1968, S. 30f.

vorausgesetzten Feinde anders möglich sein denn durch eben jenen Krieg, der vorgeblich verhindert werden soll?¹⁰

Tatsächlich hat diese Formel hier ihre Berechtigung, überträgt sie doch nur das zeitgenössische stalinsche Argumentationsstereotyp von der *Verschärfung des Klassenkampfes*¹¹ bei gleichzeitiger Voraussetzung der Identität von a-priori Gemeinwohl und Partikularinteresse¹² aus der Sphäre der Innenpolitik in die der Außenpolitik, aus der des latenten Bürgerkriegs in die des Weltbürgerkriegs. Diese Manipulation, deren Wirkung der jener Techniken ähnelt, die man mit Freud als »Verdichtung«,¹³ mit Bloch als »Verlegung«¹⁴ bezeichnen könnte, kann ganz allgemein als *Kontamination* begriffen werden. Hier werden zwei Argumentationsstereotype gleicher Provenienz kontaminiert, mit dem Effekt der Übertreibung. Mit der wörtlichen Wiederholung, der Imitation solcher Formeln kann das Loyalitätsgebot des Staates erfüllt und zugleich die loyalitätsbedingende Wechselseitigkeit aufgekündigt werden. Begreift man die pointierte Übertreibung der Schlußsätze als einseitige, freiwillige Über-Erfüllung eines Tauschvertrages, so erfolgt hier die Auflösung eines »Vertrags durch dessen wörtliche Befolgung«. Wörtlicher Ausdruck und abweichende Intention bleiben ungeschieden, zugleich wird ihr Unter-

10 Die Logik dieser repetierten Propagandaformel erinnert an das boshafte volksläufige *Aperçu* aus späteren Jahren: Wir – nämlich das Staatsvolk der DDR – kämpfen um den Frieden mit allen Mitteln – und wenn kein Stein auf dem andern bleiben sollte.

11 Die These wurde von Stalin erstmals 1929 vorgebracht und zu Beginn der fünfziger Jahre im Analogieschluß auch auf die DDR übertragen, aufgrund der Annahme, man befände sich im gleichen Entwicklungsstadium der Revolution wie seinerzeit die UdSSR. Vgl. Stalin, J. W.: Über die rechte Abweichung in der KPdSU (B): Rede auf dem Plenum des ZK und der ZKK der KPdSU (B) im April 1929 (Stenographisches Protokoll), in: ders., Werke, Bd. 12, hg. vom Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut beim Zentralkomitee der SED, Berlin (Ost) 1954, S. 1-95, bes. S. 9ff. u. 31-35. Angeblich handelt es sich bei dieser Edition um die erste vollständige Veröffentlichung dieser apokryphen programmatischen Schrift, vgl. das Vorwort, ebd., S. V, und folgende Anmerkung der Redaktoren: »In der Rede sind mehr als dreißig Seiten Text wiederhergestellt, die seinerzeit in der Presse nicht veröffentlicht worden waren.«

12 Vgl. die ausführliche Diskussion solcher »Antinomien der Demokratiekonzeption« in der Vor- und Frühzeit der DDR bei Meuschel, Sigrid: Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR, Frankfurt am Main 1992, S. 81-101. Zur Unterscheidung von a-priori- und a-posteriori-Gemeinwohl und den Konsequenzen aus der Vorstellung eines homogenen Staatsvolkes vgl. Fraenkel, Ernst: Deutschland und die westlichen Demokratien. Mit einem Nachwort über Leben und Werk Ernst Fraenkels, hg. von Alexander v. Brünneck, Frankfurt am Main 1991, bes. S. 297-302 u. 326ff.

13 Vgl. Freud, Sigmund: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, Leipzig 1989.

14 Bloch, Sklavensprache (Anm. 9), S. 30.

schied listig ausgenutzt: »Man klammert sich ans Wort, um die Sache zu ändern.«¹⁵

Es ist allerdings die Frage, ob Johnsons Schlußwendung, offenbar doch das Geforderte und Erwartbare liefernd, auf die Diskrepanz von wörtlicher Wiederholung und gegenteiliger Intention reduziert werden kann. Diese Diskrepanz zwischen scheinbarer Zustimmung und unterschwelligem Widerspruch wäre dann ironisch zu nennen; die Bedeutung des Gesagten reduzierbar einzig auf den Widerspruch. Der verbergende Charakter solcher Ironie schützt nun aber nicht nur den Schreiber, – schließlich wollte sich Johnson nicht ab-, sondern einschreiben lassen –, sondern auch die Angeschriebenen. Der eine wird sich, sollte er wegen des unterstellten Doppelsinns zur Verantwortung gerufen werden, darauf berufen können, es nicht so gemeint zu haben zu dürfen – man hielte ihn denn für lebensmüde oder ganz und gar unvernünftig –, die anderen, es gerade so nicht verstanden haben zu müssen. Aber solcher Ruf zur Verantwortung war vielleicht gar nicht zu besorgen – denn gäbe ein solcher Zensor, ob Schulbediensteter in Güstrow oder akademischer Lehrer in Rostock, damit nicht auch die abweichenden Bahnen seines Denkens preis? Tatsächlich ist die Markierung des mutmaßlich intendierten Widerspruchs, der ja zu guter Letzt alles zuvor Bekundete entwertet, boshaft und feinsinnig genug, um weder Gleichgesinnte noch Widersacher zu einem öffentlichen Zeichen des Verstehens zu nötigen.

Diese Markierung besteht allein in der durch Kontamination bewirkten Übertreibung, die einen inneren Widerspruch des staatlichen Legitimationsdiskurses hervortreibt. Wer will, hört den Widerspruch als Dissonanz mitklirren: »Zu hohes C gehört nicht dem und zu dem, den es zu vertreten vorgegeben hat«,¹⁶ so wird Ernst Bloch das Phänomen der Übertreibung später metaphorisch umschreiben. Das Maß der Übertreibung freilich ist stetem Abwägen unterworfen: Wo ist der Punkt, an dem die geforderte Nachahmung als ein Nachäffen ausgelegt werden muß? Welche Abweichung ist gerade groß genug, um als ernsthafte Paraphrase zu passieren, als zufällige Verfehlung vielleicht, nicht aber als absichtlich eingebauter Fehler? Mit dieser ernsthaften Minimalparodie jedenfalls wird der Schüler Johnson den aktuellen *point of no return* nicht überschritten haben.¹⁷

15 Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max: *Odysseus oder Mythos und Aufklärung*, in: *Sinn und Form* 1, 1949, Heft 4, S. 145–180, hier: S. 161.

16 Bloch, *Das Wort geht quer* (Anm. 9), S. 33.

17 Es wird berichtet, Johnson sei damals geradezu ein Spezialist für das Auf-Schreiben von Lippenbekenntnissen gewesen: »Das ging immer schnell bei ihm. Zum Beispiel

So konnte Johnson neben der Freude an der intellektuellen Überlegenheit über die Widersacher wohl auch den strengen Forderungen eines anderen, geheimen Lesers genüge tun: des eigenen Gewissens. Er tat dies, in dem er sich der Argumente der Widersacher bediente, allerdings nicht, um sie sich zu eigen zu machen, sondern um sie ad absurdum zu führen.

Es sei im Jahre 1952 nur möglich, einen Dritten, das Ausmaß des Zweiten übertreffenden Weltkrieg zu verhindern, wenn die Menge aller auf der Welt lebenden Menschen die Menge ihrer Feinde vernichte – die inneren Widersprüche dieser Behauptung sind unübersehbar.

Eine nüchterne Einschätzung der Weltlage ging auch damals von einem Gleichgewicht des Schreckens aus; so meinte Adorno, eine »Menschheit in ganz wenige bewaffnete Militärböcke aufgeteilt« strebe »der wechselseitigen Liquidierung zu.«¹⁸ Die versuchte Vernichtung der einen Hälfte der Menschheit durch die andere birgt die Gefahr der Selbstvernichtung, ein solcher Krieg aller gegen alle¹⁹ würde nicht ewig währen. Einmal in diese absurde Konsequenz vorgetrieben, offenbart sich ein schwarzer Hintersinn in des Schülers Johnson Schlußwendung: So, wie ihr den Dritten Weltkrieg verhindern wollt, verhindert ihr allenfalls einen Vierten. Da winken Swifts Sarkasmus, Kants Ewiger Frieden als Friedhofsruhe und Jean Pauls²⁰ Witz schon von ferne.

Resolutionen zu politischen Tagesereignissen, die möglichst allgemein gehalten werden mußten und nichts von unserer eigenen Meinung enthalten sollten.« Vgl. Walter, Axel/Walter, Käte: Aus dem wird einmal ein Schriftsteller. Ein Gespräch, in: Johnson-Jahrbuch 5, Göttingen 1998, S. 9–29, hier: S. 20.

18 Horkheimer/Adorno, Dialektik der Aufklärung (Anm. 15), S. 228. Ähnlich Lenin bereits am 12. (25.) März 1917: »Der Erdball ist restlos aufgeteilt. Der Krieg ist das Resultat des Zusammenstoßes der zwei mächtigsten Gruppen von Milliarden [...], die eine Neuverteilung der Welt erstreben.« Vgl. Lenin, W.I.: Briefe aus der Ferne, Moskau 1951 (dt.), S. 49.

19 Zu Johnsons Hobbes-Lektüre vgl. sein Seminar-Manuskript von 1955: Thomas Otway: »Venice Preserved« & Literatur im Englischen XVII., in: ders., Entwöhnung (Anm. 4), S. 31–61, und die Wiederaufnahme in den *Jahrestagen*, verdeckt als Übertragung aus dem Englischen der King James Bible (JT, 1178).

20 Der läßt Klotharn in den *Flegeljahren* sagen: »Soll auf der ganzen Erde der Krieg aufhören: so muß sie in zwei ungeheure Staaten sich geteilt haben; davon muß der eine den andern verschlingen, und dann bleibt im einzigen Staate auf der Kugel Friede, und die Vaterlandsliebe ist Menschenliebe geworden.« Jean Paul: *Flegeljahre*. Eine Biographie, in: Sämtliche Werke (Anm. 3), Abt. I, Bd. 2, S. 746. Johnson meinte später, die *Flegeljahre* seien »der lesbarste und beliebteste Roman Jean Pauls in der Gegenwart«. Vgl. Johnson, Entwöhnung (Anm. 4), S. 90.

Wenn ironisch reden heißt, das Gegenteil des Gesagten zu meinen, so wird man die Geisteshaltung dieser Schülerschrift der kommunikativen Absicht nach nicht bloß Ironie nennen dürfen. Denn der Satz *kann* nicht nur doppelsinnig *sein*, er muß es auch *bleiben*. Er kann es bleiben, weil in diesem politischen Kontext für jeden Interpreten jeder mögliche Sinn zwar nicht in gleicher Weise, aber in gleichem Maße pragmatisch, vernünftig erscheinen muß. Der intendierte Doppelsinn besteht darin, daß der private Widerspruch als innerer Widerspruch gleichsam den inneren Menschen²¹ vor einem inneren Mitwisser, seinem Gewissen schützt, die öffentliche Zustimmung als eben nicht bloß äußerliche die äußere, leibliche Person vor der Reglementierung durch die Widersacher. Dies kann eine allegorisch gemeinte Äußerung genannt werden, weil sie nicht wie eine ironische oder symbolische Geste auf bloß eine einzige intentionale Bedeutung reduzierbar ist. Solche allegorischen Äußerungen wollen zu bedenken geben, daß sie andeuten müssen, weil sie nicht bedeuten dürfen. Denn die Selbstbindung an die Argumentation der Widersacher, die *imitatio* bleibt Fessel, und eben in dieser unentschiedenen Ungeschiedenheit von Selbst- und Fremdzwang liegt die reinen, implikativen Allegorien eigene Komplexität begründet.²² Die Logik der fiktiven wie der historischen Situation erheischte auch, den Hinter- oder Doppelsinn der Rede nicht in einer Konklusion zu explizieren, denn auch damit wäre die Absicht der Tarnung zunichte gemacht.²³

Dem Referenztext, nämlich der stalinistischen Propaganda der frühen Jahre in der Deutschen Demokratischen Republik, wird dabei weder etwas hinzugefügt, noch wird er transformiert. Den Ausweg weist weder ein Ausweichen ins Gleichnis, noch ein Zurückweichen in die Historie, noch fragwürdige Abwandlung der re-zitierten Formeln in eine Frage. Allos + agoreuein heißt ja anders öffentlich mitreden, heißt, etwas anderes auf der Agora mit-zusagen, als erlaubt ist, indem man redet, wie es auf der Agora erlaubt ist. So gibt man zu verstehen, daß man beides zu verstehen geben will. Die Umstände sind so, daß Widerspruch nur in der Form von Zustimmung geäußert werden darf. Drei Worte genügen:

21 Etkind, Jefim: Der innere Mensch und die äußere Rede. Psychopoetik der russischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, Moskau 1997 (russ.).

22 Vgl. Kurz, Gerhard: Metapher, Allegorie, Symbol, Göttingen ³1993, S. 64.

23 »To whom are they explaining? To the KGB?« Loseff, Lev: On the Beneficence of Censorship. Aesopian Language in Modern Russian Literature, München 1984, S. 248f. Wohl aus gleichem Grunde ließ der in die USA exilierte Russe Loseff sein Buch über die Wohltaten der Zensur im Orwell-Jahr auf Englisch in einem deutschen Verlag erscheinen.

In der Form der Zustimmung steckt der Widerspruch. Anders gesagt, die Form ist die Information, nicht der Inhalt. Abweichung ist gerade noch erlaubt als ernsthafte Paraphrase der Propaganda.

Und so bleibt der innere Widerspruch kein bloß privater Akt zur Beruhigung des inneren Mitwissers, er genügt auch dem Kodex einer wie auch immer kleinen Gegenöffentlichkeit von gleichgesinnten Eingeweihten. In unserem konkreten Fall, der Bedienung einer Loyalitätsorder des sozialistischen Staates: Ihr, Gleichgesinnte und Widersacher, werdet doch nicht meinen, daß ich so dumm bin, zu meinen, was ich sage, indem ich sage, was ich meine – obwohl ich sage, was ich meine, indem ich sage, was ich sage: nämlich was ihr sagen würdet. Aber ich sage es, weil ich klug bin, ihr Widersacher, weil ihr es nicht seid.

Dies zu erwägen, unter der Hermetik solcher esoterischen Sklavensprache *im gesuchten unterirdischen Text* fündig zu werden, bedarf es allerdings einer Prädominanz interpretativer Akte, die Johnson als stillschweigendes Einvernehmen damals bei Gleichgesinnten unbedingt voraussetzen durfte. Auf uns Draußen- oder Spätgeborene aber zielte wieder Blochs Wort: »Die Kunst zu fluchen, indem man segnet, wurde später freilich, wenn die damalige Art von Druck wich, von den Außenstehenden nicht immer noch verstanden.«²⁴ Ironie in politischen Kontexten nachträglich zu realisieren ist tatsächlich immer schwierig gewesen. Ob sie unterstellt oder vermutet wird, hängt, selbst wenn der zeitgeschichtliche Kontext gut rekonstruierbar scheint, von der kulturellen und intellektuellen Prädisposition jedes Interpreten ab, nicht zuletzt aber von seiner spezifisch ideologischen Vorurteilsstruktur.

Sagt der eine zum andern: »Das ist ja wirklich ein wunderbares Wetter heute!«, und beide stehen dabei im strömenden Regen, so wird in aller Regel Ironie im Spiel sein. Wenn aber beide Bauern sind und den Regen für Wald und Feld ersehnten, wird die Sache schon schwieriger zu entscheiden sein. Noch schwieriger wird es, wenn das Gespräch am Telefon stattfindet. Dann kann aber immerhin nachgefragt werden: »Wieso, regnet's bei euch etwa?«. Oder eben: »Regnet's denn bei euch nicht?« Das sind die oft bemühten Alltagssituationen, und sie sind vergleichsweise einfach zu klären.

24 Bloch, Sklavensprache (Anm. 9), S. 31. Vgl. dagegen Neumann, Philologie und Biographie (Anm. 5), S. 130: Johnson denke »hier weitgehend als der Schüler eines ›marxistisch‹ orthodoxen Deutschunterrichts, der seine Wahrheiten vor allem aus Georg Lukács' Veröffentlichungen bezog.«

Hier ging es nicht um Meteorologie, sondern um die politische Großwetterlage der sogenannten Tauwetter-Periode. Deren Regentropfen waren keine, die ans Fenster klopften. Es war nicht einmal klar, ob es wirklich regnete, und wenn ja, ob der Regen von oben oder nach unten fiel. Und welche von den drei Möglichkeiten dem jeweils anderen wohlgefiel. Und aus welcher Richtung der Wind gerade wehte. Wenn einer ging. Unter solchen unsicheren Umständen sind nicht nur am Telefon Nachfragen unmöglich – denn ein unsichtbarer Dritter, mit vermuteter klarer Präferenzordnung, könnte mithören, mitlesen oder später informiert werden. Die Bedingung, daß Nachfragen verboten sind, erinnert an das Kinderspiel *Stille Post*, das ja auch schon Musil in der kavalieristischen Variante als elementares geschichts- und geschichtenstiftendes Grundmuster verstanden haben wollte.²⁵ In solchen Situationen müssen die Fäden der Ironie besonders fein gesponnen sein, *soll* jedes ihrer Signale mißdeutbar sein. Die gewollte Andeutung muß zugleich eine unterdrückte Andeutung sein.²⁶

Ein Autor, der gezwungen ist, auf die Vieldeutbarkeit von Andeutungen zu vertrauen, begibt sich von vornherein, gewissermaßen »immer schon«, der Deutungshoheit über seinen Text. Man kann sagen, das sei ohnehin und bei jedem Text der Fall, hier ist aber dieser Umstand von einer Grundsätzlichkeit, die von vornherein in die metastilistischen Vorüberlegungen einbezogen werden muß. Wer gezwungen ist, auf die mutmaßlichen Kenntnisse seiner Leser zu spekulieren, auf die Supplementärbände in ihren Hinterköpfen, kann sich zu helfen versuchen, indem er vieles bringt, um manchem etwas zu bringen. Der Versuch, ein Mindestmaß an Deutungshoheit über den Text zu bewahren, führt darum, nur scheinbar paradox, oft zu einer Häufung verschiedener Andeutungsmuster. Unabhängig von den Intentionen des Autors werden Leser aber ganz unbekümmert alles, was als Andeutung lesbar ist, auch als Andeutung verstehen wollen.²⁷ Das wären die schlechten Bedingun-

25 Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Berlin (Ost) ²1980, Bd. 1, S. 464.

26 Im Jahres-Kapitel 1919 des Romans *Zyniker*, im 37. Stück, läßt A. Marienhof seinen Protagonisten Wladimir erkennen: »Die Töpel, die das Auditorium überfüllt hatten, nahmen an, daß ich »stichelte«. Auf der Straße hörte ich, wie hinter mir jemand sagte: »Diese Kühnheit!« Nächstesmal werde ich vorsichtiger sein müssen.« Vgl. Marienhof, Anatoli: *Zyniker*, Leipzig 1990, S. 72.

27 So wie ostdeutsche Oberschüler 1951 den Anfang einer Erzählung aus dem Jahre 1882 über eine Begebenheit aus dem Jahre 1806 *ausschließlich* als Anspielung auf ihre Gegenwart im Wege des Analogieschlusses deuten. Vgl. JT, 1697: »Wir begannen uns zu freuen auf seine Ausbrüche heiterer Verzweiflung, wenn wir es denn tatsächlich

gen für »gute Sklavensprache, in erlaubtem Sinn sogar geriebene«, die »in einer beherrschten und auch noch in einer verordneten Welt Freiheit nicht nur flüstern« läßt.²⁸ Bereits in der jeweils aktuellen Situation sind Sprecher oder Schreiber einem Dauerstreß der zeitkritischen Interpretationen unterworfen, müssen ihre Deutungsversuche notwendig unsicher sein. Wie sollte es bei Außenstehenden und Nachkommenden anders sein? Deren räumlicher oder zeitlicher Abstand erhöht die hermeneutischen Schwierigkeiten noch, mangelt es ihnen doch an der Beherrschung der kulturellen Codes, der *public keys*, auf die Zeitgenossen umstandslos und unreflektiert zugreifen konnten. Denn diese Codes veralten schnell, zusammen mit dem zeitgeschichtlichen Wissen, und sind mitunter nur kleinen Gruppen vertraut. Aber wie so oft, wird auch dieser Preis für einen Vorteil gezahlt: Außenstehende und Nachkommende müssen nicht mehr für Leib und Leben fürchten, und ihre Deutungsversuche müssen nicht zeitecht erfolgen.

Was berechtigt heute dazu, Johnsons Text als exemplarischen Fall besonders *guter, geriebener Sklavensprache* zu lesen? Der »Ausdruck Sklavensprache«, lautete Blochs definitorische Annäherung, meine »die Kunst, sich vor der politischen Polizei (nur vor dieser) als Propaganda unkenntlich zu machen«.²⁹

unterlassen hatten, uns unter den klaren Worten »in England und den Unionsstaaten« auch die Vereinigten Staaten von Amerika vorzustellen, damit wir über die Herkunft des Herrn Bülow, Adam Heinrich Dietrich v. B., noch mehr wußten als seine Verhaftung als Schriftsteller.« Unterderhand wird so eine Propädeutik der Andeutung angedeutet, als eine frühe Station in der *histoire intellectuelle* der Hauptfigur. Die Partikel *auch* genügt, um die Problematik anzudeuten: Andeutungen nachzuspüren heißt, die Analogie in den Text zu legen, nicht sie ihm entnehmen. Dazu ist es bloß nötig, daß wenige Teile eines Musters deckungsgleich sind. Hier reichen die Schlüsselworte *Unionsstaaten* für Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, die Verhaftung eines mißliebigen Schriftstellers und die Assoziation an die erst kurz zurückliegende Episode einer englischen Besetzung. Die Kritik des Lehrers läßt dieses assoziativ-ahistorische Verstehenwollen der Schüler ausdrücklich zu, sie wendet sich aber gegen ein Ausblenden der Zeitbezogenheit des Textes, anders gesagt: Neben dem Denken in Ähnlichkeiten beharrt der Lehrer auf der *differentia specifica*, neben dem vergleichenden Witz auf dem unterscheidenden Scharfsinn. Das freilich, so legt der Text nahe, kann immer erst ein Akt der nachträglichen Rationalisierung primärer Wahrnehmungen leisten.

28 Bloch, *Sklavensprache* (Anm. 9), S. 30.

29 Ebd. Zur tatsächlichen Geschichte des Begriffs vgl. Loseff, *Censorship* (Anm. 23), S. 1–21. Für ostdeutsche Zufallsbekanntschaften von Karsch stellt sich, in aller Naivität, 1962 das Problem immer noch: »nun mußte man ihm Andeutungen schreiben, die er vielleicht noch verstand, gewiß nicht aber die ostdeutsche Zensur.« Vgl. Johnson, Uwe: *Eine Reise wegwohin*, 1960, in: ders., *Karsch und andere Prosa*, Frankfurt am Main 1990, S. 78. Diese Andeutungen bringen Karsch in arge Schwierigkeiten, die ihm

Dieser Satz ist selbst zwiefach deutbar. Johnsons Spiegelung der gegnerischen Argumentation ist geeignet, diese Doppeldeutbarkeit zu erweisen. Er beschreibt eine Schreib- und Redeweise, die sich vor der politischen Polizei als Propaganda der Fronde unkenntlich macht, indem sie als propagandistischer Wiedergänger der politischen Polizei daherkommt. Aber der Wiedergänger ist nur dümmer klug – wenn er sich dümmer gibt, als die Geheimpolizei erlaubt. Man muß allerdings hinzufügen: Der Versuch, sich vor der politischen Polizei, und nur vor dieser, als Propaganda unkenntlich zu machen – er ist müßig. Es hieße den Gegner klein zu machen, ihn sträflich zu unterschätzen, setzte man nicht gleichmäßige Befugnis zur Entschlüsselung bei befugten wie unbefugten, bei erwünschten wie unerwünschten Lesern innerhalb einer Kultur voraus.

Der Versuch, im Gewand der Propaganda die Zensur zu umgehen muß daher modifiziert werden in den Versuch, im Gewand der Propaganda mit der Zensur umzugehen.

Auch die Klausur des Studenten Johnson zum Thema *Wesen und Funktion des Staates in der Periode des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus* vom 15. April 1954 ist ganz von dieser kommunikativen Doppelstrategie bestimmt.³⁰ In derselben Weise werden die aus mengentheoretischer Abstraktion sich ergebenden Antinomien vorgeführt, diesmal allerdings mit unverhülltem Sarkasmus: »Diese Veränderungen dauerhaft zu garantieren, ist die Aufgabe der Diktatur des Proletariats: sie wird gelöst durch eine Bewaffnung des ganzen Volkes: womit denn schon eine Eigenschaft des Staates abgestorben wäre, nämlich die vom Volk getrennte bewaffnete Macht, die einigen gegen viele diente; nunmehr ist sie eine Macht der Mehrzahl im Interesse der Mehrzahl.« Mengentheoretisch hat sich nichts geändert: Das ganze Volk ist bloß die Mehrzahl des Volkes, standen erst einige gegen viele, so stehen jetzt viele gegen einige.³¹ Als ob das Stereotyp vom »ganzen Volk« nicht deutlich

die Briefzensur eines westdeutschen Geheimdienstes bereitet: bis keine Post mehr »mit dem Anschein von Geheimbündelei« kommt.

30 Johnson, Uwe: Thema B: Wesen und Funktionen des Staates in der Periode des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus (Zwischenklausur Marxismus/Leninismus, 15.4.1954), in: ders., *Entwöhnung* (Anm. 4), S. 27–30. Der Herausgeber deutet den ironischen Widerspruch des Verfassers zur geforderten »Parteilichkeit« als »linksradikal« und als »Vorschein endlicher Herrschaftsfreiheit«. Ebd., S. 143, 147.

31 Auch diese Antinomie ist als Bonmot volksläufig geworden: Im Kapitalismus herrsche die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Im Sozialismus sei es umgekehrt.

genug sei, geht die Rede von der »Vereinigung der ganzen Bevölkerungsteile« als Paraphrase für »Vereinigung aller Teile der Bevölkerung«, allerdings ohne deren »noch nicht einverstandenen bourgeoisen Reste«.³² Diese Wirkung wird erzielt, indem sich der Schreiber jetzt nicht nur auf die logischen Antinomien der Argumentation versteift, sondern sich zusätzlich auf das der Propagandametaphorik zugrunde liegende Bildprogramm einläßt. Rhetorisches Mittel ist nicht bloß die abstrakte Hyperbolie logischer Widersprüche, sondern sind Litotes und Emphase, die auf die zusätzliche Signalwirkung von Katachresen vertrauen. Aber gerade die beiläufige Untertreibung erzeugt eine Kaltschnäuzigkeit, die eines Terroristen würdig wäre: »Marx hat tatsächlich formuliert, der Staat werde absterben. Jedoch gehört eine ungemeine Bereitwilligkeit zu Missverständnissen dazu, etwa [...] beispielsweise herauszulesen, dieser Vorgang des Absterbens werde ohne einige gewaltsame Voraussetzungen möglich sein.« Man muß den Subtext von Mord und Totschlag an dieser Stelle noch nicht mitlesen, nach der Konklusion zwingt aber eine Rückwendung dazu. »Man sieht –: die Formulierung Marx' über das Absterben des Staates ist denkbar gut gewählt: sie bezeichnet sowohl die Stetigkeit als auch die naturhafte Notwendigkeit dieses Prozesses.« Wie sich schon hier und nicht erst in der salvatorischen Berufung auf Lenin³³ am Schluß zeigt, argumentiert Johnson parallel zu Lenins »Staat und Revolution«. Bei diesem heißt der Satz: »Der Ausdruck ›der Staat stirbt ab‹ ist sehr treffend gewählt, denn er deutet sowohl auf das Allmähliche als

32 Die *Ins Unreine* geschriebene Allegorie einer West-Ost-Passage in *Ingrid Babendererde* wird folgenden Satz enthalten: »Die durch solche Volkskundgebung erneut versicherte Regierungspartei erklärte, die Massen hätten sich in spontaner Einmütigkeit geschart um sich selbst [...]«. Vgl. Johnson, Uwe: *Ingrid Babendererde. Reifeprüfung* 1953, Frankfurt am Main 1985, S. 178–180, hier: S. 180. Es handelt sich um die gleiche Bezugsebene. Der Terminus *Regierungspartei* gehörte – absurder Weise ohne die Komplementärvorstellung einer legalen Opposition – zur Selbstbeschreibung der kommunistischen Parteien; vgl. Chruschtschow, N.S.: *Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees der KPdSU an den XX. Parteitag*, 14. Februar 1956, Berlin (Ost) 1956, S. 131.

33 Der Umgang Johnsons mit den Klassikern des Marxismus/Leninismus läßt nicht nur hier eine eher durch Propaganda und Lehre vermittelte Kenntnis sekundärer Quellen vermuten. Lenin zitierte eine briefliche Empfehlung von Engels an August Bebel; vgl. Lenin, W. I.: *Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution*, Berlin (Ost) 1948, ²⁰1980, S. 76–78. Die Marx zugeschriebenen Äußerungen gehen größtenteils auf Engels' Kappe, z. B.: »An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht ›abgeschafft‹, er stirbt ab.« Vgl. Engels, Friedrich: *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, MEW, Bd. 20, S. 262.

auch auf das Elementare des Prozesses hin.«³⁴ Man sieht –: Erst durch Johnsons Paraphrase, die aus dem *Elementaren* eine *naturhafte Notwendigkeit* macht, wird ein weiterer Widerspruch hervorgetrieben: Wenn es sich beim Absterben des Staates um eine naturhafte Notwendigkeit handelt, dann müßte sein Tod auch ohne »einige gewaltsame Voraussetzungen« eintreten. So ist unterderhand bestätigt, was widerlegt werden sollte: Die Meinung Kautskys, der »Stimmzettel sei das wichtigste Kampfmittel der Arbeiterklasse.«³⁵ Hier wird des neuen Staates Lob gesungen, indem seine Schrecken herausgestrichen werden.

Eine Parteinahme für irgendeine politische Richtung bieten diese Texte allerdings nicht, sie genügen sich im Widerspruch. Wer so schreibt ist zwar leicht zu fassen, aber schwer zu packen. Die unterdrückten Anspielungen stellen es dem Belieben des Lesers anheim, ob er die geringen Abweichungen vom Prätext, die mittels Kontamination herbeigeschriebene *reductio ad absurdum* als unehrerbietige Übertreibung oder als Topos preisender Überbietung verstehen will. Wenn solcher Umgang mit einem kanonisierten Prätext einen ganzen Text durchzieht, läßt sich von einer *ernsthaften Minimalparodie* reden.³⁶ Dem parodistischen Augenmaß liegt eine einfache Proportionalitätsregel zugrunde: Je kleiner die Abweichung vom kanonisierten Prätext, dürfen wir deduzieren, desto größer das Schutzbedürfnis des Schreibers. Oder: Je kleiner die Abweichung, desto größer die Angst. Denn: »Was nützt alles, wenn sie dich doch kriegen?«³⁷

Die Begleitumstände, die zu solcher Deutung berechtigen, hat der Student Johnson selbst zwei Jahre später, 1954, in einem geheimen *Brief an Kurt Hoppenrath*³⁸ nachgetragen, der zugleich ein offener Brief für Kurt Hoppenrath war. Der Deutsch- und Musiklehrer war einer jener Gleichgesinnten, denen Johnson seinen Widerspruch zu verstehen gab, wo von den Widersachern Zustimmung gefordert war. Angesichts der stilisier-

34 Lenin Staat und Revolution (Anm. 33), S. 103. Auf die Spitze getrieben wird solche Rabulistik, ohne jeden Versuch, die logischen Inkonsistenzen zu vertuschen, in Lenins *Briefen aus der Ferne* (Anm. 18), wo als »Forderung des Tages« proklamiert ist, die Arbeiterwehr müsse »eine wirklich das Volk, die Massen *restlos* erfassende Volkswehr sein [...], die wirklich die *gesamte* arbeitsfähige Bevölkerung beiderlei Geschlechts umfaßt«, usw. [Hervorhebung im Original]. Vgl. ebd., S. 30, 40 u.ö.

35 Johnson, Wesen und Funktionen (Anm. 30), S. 27.

36 Vgl. Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt am Main 1993, S. 29 und 42ff.

37 Johnson, Uwe: Das dritte Buch über Achim, Frankfurt am Main 1973, S. 135.

38 Johnson, Uwe: Brief an Kurt Hoppenrath (1954), in: ders., Entwöhnung (Anm. 4), S. 104–107.

ten Beschreibung der Umstände, die seit der Abfassung jenes Immatrikulationsaufsatzes über den *Großen Krieg der weißen Männer* in Güstrow herrschten, wird klar, warum Johnson zu dieser klassischen rhetorischen Technik greifen zu müssen glaubte.

Allen drei Texten ist gemeinsam, daß sie nicht vornehmlich privater, sondern öffentlicher Natur sind. Es sind Rollentexte. Richtet sich die Botschaft der ersteren an staatliche Institutionen der DDR, so die des letzteren an die Behörden der Bundesrepublik. Heute ist kaum auszumachen, ob dieser *Brief*, den der gewesene Schüler seinem ehemaligen Lehrer hinterherschrieb, die Rolle Johnsons in diesem Lehrer-Schüler-Verhältnis angemessen abbildet. Das herauszufinden, wäre Aufgabe eines Biographen. Ihr entziehe ich mich gern, indem ich das Augenmerk auf die Stilisierung des Verhältnisses von Individuum und Staatsgewalt lenke. Der *Brief für Kurt Hoppenrath* (6. Oktober 1954) kehrt offen jenen Widerspruch nach außen, den die Pflicht-Aufsätze *Der Große Krieg der Weißen Männer* (24. Mai 1952) und *Wesen und Funktionen des Staates* (15. April 1954) auf komplex-allegorische und darum gewollt mißverständliche Weise unterschwellig mitklingen ließen. Dieser offene und zugleich geheime Brief ist einerseits stilisierender Selbstkommentar aus mehr als zweijährigem Abstand, zum anderen ist er in zeitlicher und räumlicher Nähe zum eingeforderten Loyalitätsbekenntnis einer Marxismus/Leninismus-Klausur entstanden. Und zum dritten greift er ein erstes Mal das Sujet des unveröffentlichten Erstlingsromans *Ingrid Babendererde* auf. Aber nicht nur aus diesen Gründen kann man den Wert dieses unverstellten literarischen Dokuments kaum hoch genug veranschlagen.

Der Autor bürgt für einen, der verbotenerweise den Staat verlassen hat, in dem er, der Autor, weiter zu bleiben gedenkt. »Ich habe diese neun Seiten geschrieben auf eine Bitte des Herrn Hoppenrath hin und in der Absicht ihn durch meine Zeugenschaft als wirklichen politischen Flüchtling auszuweisen.«³⁹ Der Bürge beglaubigt, daß der Flüchtling nicht aus freien Stücken ging und kam, sondern sich ausgewiesen sah. Sein Zeugnis ist Ausweis einer Ausweisung. Diese unausgesprochene Ausweisung ist der verbotenen Flucht vorausgegangen. Mit der Rechtfertigung der verbotenen Flucht wird auch Johnsons Schreiben ein verbotenes, es muß an seinem Aufenthaltsort geheim bleiben. Am Zielort hingegen wird es als öffentliche Äußerung verstanden werden. Diese verbotene Handlung begeht der Autor am 6. Oktober 1954. Es ist der Vorabend eines symbolischen Datums: Am 7. Oktober 1954, einem Sonn-

39 Ebd., S. 107.

tag, feierte die Deutsche Demokratische Republik den 5. Jahrestag ihrer Gründung.

Der erhalten gebliebene Doppelsinn des Verbs *ausweisen* ist der Schlußstein in einem Text, in dem keine Bedeutung allein der vom Angeschriebenen erwartbaren Bedeutung entspricht. Anfangs wird das noch markiert: Er, Johnson, »lebe zur Zeit in Leipzig und studiere ebendort, sozusagen, Germanistik, an der Karl-Marx-Universität nämlich.« Und weiter unten heißt es: »Ich studierte in den nächsten zwei Jahren (1952/53, 1953/54), ebenfalls sozusagen, Germanistik an der Universität zu Rostock.« Aber nicht nur die Germanistik wird bloß so genannt in der DDR. Freundschaft ist »merkwürdig«, nämlich nicht nur seltsam, weil zwischen Ungleichen, dem Lehrer und dem Schüler, sondern auch selten und darum des Merkens würdig. Normale Gewohnheiten haben keine normalen Folgen: Gewöhnliche pubertäre Renitenz ist »jedenfalls«, also in jedem Falle, »unangenehm folgenreich«. Diese Folgen treten jedoch nicht von allein ein. Renitenz muß bezeugt werden. Dabei ist die Zahl der Zeugen »belanglos«. Sie treten allerdings nicht offen auf. »Es ist hierzulande das merkwürdige Phänomen gebräuchlich, dass manche Schüler auftragshalber an jeder Äusserung ihres Lehrers erwägen, ob sie für die Schulleitung von Interesse sei, oder nicht. (Übrigens ist der stellvertretende Direktor der John Brinckman-Oberschule Sonderbeauftragter des Staatssicherheitsdienstes zumindest 1951 gewesen.)« Erst in dieser Parenthese, gleichsam nebenbei und beiseite gesprochen, gewinnt die Bürgschaft ihre politische Qualität. Sie zeichnet das Bild einer in Gleichgesinnte und Widersacher gespaltenen Gesellschaft. Hier eine Minderheit »bürgerlich denkender Lehrer« des »rechten Flügels«, die ihnen gleichgesinnte Schüler vor dem Märtyrertod errettet, indem sie jene vor der Äußerung ihrer Meinung erst warnt, dann bewahrt; dort die Mehrheit der Schüler, Lehrer und der Schul- und Parteileitung. Bemerkenswert ist die Konsequenz, mit der sich der Bürge kommentarlos der diskriminierenden Begriffe derer bedient, gegen die er auftritt. »Die Überlebenden aber brachte er [Hoppenrath] allmählich zu der Überzeugung, es sei sicherer und weniger anstrengend, wenn sie ihre Lebensäußerungen auf ihn beschränkten – er habe ohnehin mehr Freude daran. [...] Herr Hoppenrath verhinderte unzählige Märtyrer.« Denn: »Herr Hoppenrath war die unwahrscheinliche Erscheinung des vertrauenswürdigen Lehrers, ihm wurde viel erzählt.«⁴⁰

Der konspirative Rückzug ins Zirkelwesen eines »rechten Flügels« ist also Folge, nicht Ursache einer »sogenannten proletarischen Wachsamkeit«, oder, anders gesagt: Die Selbstbeschreibung ist Folge einer diskriminierenden Fremdzuschreibung.

Die Wachsamkeit hat ihre Agenten. Deren Hierarchie wiederum ist klar gegliedert: Auf der unteren Stufe bezeugen »manche Schüler« im geheimen Auftrag bei der »Schulleitung« Äußerungen anderer Schüler und Lehrer. In der Schulleitung aber sind zugleich Staatspartei und Geheimdienst inkorporiert. Der zweigeteilte gesellschaftliche Mikrokosmos ist komplett, wer die nächsthöhere Instanz anspricht, landet unweigerlich bei der höchsten.

Sklavensprache meine »die Kunst, sich vor der politischen Polizei (nur vor dieser) als Propaganda unkenntlich zu machen.«⁴¹ Noch einmal: Ob solcher Kunst innerhalb der kulturellen Codes einer gegebenen Nation zu einer gegebenen Zeit überhaupt Erfolg beschieden sein kann, muß vernünftiger Weise bezweifelt werden. Denn was sollten die mutmaßlichen, präsumtiven Leser wissen können, was ein Bediensteter der politischen Polizei nicht auch wissen könnte? Jede nicht bloß individuelle, privat-subjektive Andeutung ist innerhalb einer Kultur prinzipiell intersubjektiv kommunikel und, wenn auch nur mit Wahrscheinlichkeit, entschlüsselbar. Der Vorsatz, einen Text vor der politischen Polizei – und nur vor dieser, nicht auch vor den erwünschten Lesern – als Propaganda unkenntlich zu machen, muß bei vernünftiger Überlegung illusorisch erscheinen. Zudem verkleinert dieser Vorsatz die eigene angestrebte Leistung, indem sie den Gegner kleiner macht. Wer sich vorsetzt, am Zensor vorbeizuschreiben, bestreitet immer schon seine intellektuelle Ebenbürtigkeit, mithin seine kulturelle Kompetenz, mag die sich nun in der Beherrschung von Fremdsprachen, literatur- und zeitgeschichtlichem Wissen oder von formalisierten Codes ausdrücken.

Die wahre Kunst bestünde also nicht darin, am Zensor vorbeizuschreiben. Die Kunst der Sklavensprache erweist sich immer erst nachträglich in der geglückten Spekulation auf die Toleranz des Zensors.

Will der Autor aber nicht auf Toleranz und Wohlwollen des Zensors vertrauen, so kann er versuchen, auf Lücken in dessen kultureller Kompetenz zu spekulieren. Ist die ein Tabu verletzende Andeutung zu deutlich, wird sie sicher ausgemerzt werden. Ist sie zu verschlüsselt, so hat der Zensor die Macht, sie mit dem Hinweis auf ihre Unverständlichkeit aus-

41 Bloch, Sklavensprache (Anm. 9), S. 30.

zumerzen, oder aber, gleich den ganzen Text zu verhindern; Erfahrungen allesamt, die auch Johnson machen mußte.⁴² Läßt er sie stehen, so kann das bedeuten, er vertraue darauf, daß auch die Leser sie nicht entschlüsseln werden. Diese Kunst der Sklavensprache war, solange Johnson in der DDR schrieb, gefordert. Hier durfte er sie nicht erproben, denn seine Absicht war, eindeutig verstanden zu werden. Zudem waren die Konditionen vorgegeben: Die Regeln machten auch hier die Empfänger, nicht der Absender. Der Logik des Selbstschutzes zu gehorchen, hätte den Zweck der Bürgschaft verfehlt. Einziges Remedium war kenntliche Propaganda. Wie es sich für ein amtliches Schriftstück im zwischenstaatlichen Verkehr ziemt, ließ der Bürge Johnson seine Identität beglaubigen. Die Beglaubigungsformel lautet:

Herr Uwe Johnson, wohnhaft in Leipzig O 5 Ludwigstr. 105 (geb. am 20. VII. 1934), ausgewiesen durch den Personalausweis der Deutschen Demokratischen Republik I 0516429, ausgestellt in Rostock am 15.I.1954, – hat oben stehende Unterschrift in meiner Gegenwart vollzogen.

... Barr

Psychiatr. – u. Nervenklinik
der Universität Rostock.⁴³

Diese Signatur gehört bereits zum Paratext der Bürgschaft. Sie übernimmt salvatorische Funktion, aber doch auf doppeldeutige Weise. Narren und Kinder sagen die Wahrheit, weiß der Volksmund.⁴⁴ Zugleich aber ließe sich vermuten, daß der Schreiber nicht voll für diese unliebsame Wahrheit haftbar gemacht werden dürfe. Sie läßt sich ihm zwar zuschreiben, zurechnungsfähig aber war er zum Zeitpunkt der Abfassung womöglich nicht. Eine solche Deutung wird gestützt durch eine dritte, ebenfalls paratextuelle Signatur des Dokuments.

42 Vgl. Neumann, Bernd: Uwe Johnson, Hamburg 1994, S. 253: »Der *Eulenspiegel* mochte Johnsons Glosse *Sprich mal mit Jakob von der Liebe* als einen »zu verschlüsselten« Text nicht abdrucken.«

43 Johnson, Hoppenrath (Anm. 38), S. 107.

44 So parierte schon Gorki, der Begründer des sozialistischen Realismus, Lenins Vorwürfe wegen politischer Unzuverlässigkeit: »Ich weiß, daß ich ein schlechter Marxist bin. Und dann sind wir Künstler alle ein wenig unzurechnungsfähig.« Zitiert nach Lenin, Briefe aus der Ferne (Anm. 34), S. 48, der resigniert anfügte: »Es ist schwer, etwas dagegen zu sagen.« Vgl. dazu Lunatscharski, Anatoli: Lenin und die Literaturwissenschaft (1932), in: ders., Vom Proletkult zum sozialistischen Realismus, Berlin (Ost) 1981, S. 310.

Man könnte etwa behaupten, er [Hoppenrath] habe den Klassenkampf in einer demokratischen Bildungsstätte demagogisch behindert (pardon) ... und die Sammlung von Belegen ist ausführlich.⁴⁵

Die eingeklammerte Bitte um Nachsicht bezieht sich nicht auf den voranstehenden Satz, sondern auf ein nichtsprachliches Beiwerk. Außer dem Stempel der Psychiatrie trägt das Dokument an dieser Stelle ein weiteres Petschaft – einen Rotweinfleck. Er besiegelt eine paradoxe Inszenierung, die an Deutlichkeit wenig zu wünschen übrig läßt: Sturzbetrunkene Verrückte oder irre Säufer taugen gemeinhin nicht zum Bürgen. Im Weine liegt Wahrheit, kann der Fleck den Gleichgesinnten sagen – und zugleich als verzweifelte *captatio benevolentiae* bei den Widersachern für mildernde Umstände plädieren.⁴⁶ Der Rotweinfleck *mußte* an dieser Stelle eingefügt und sogleich kommentiert werden – zum Zeichen dafür, daß er nicht nachträglich und zufällig aufs Papier gelangte, sondern daß der Bürge während des Schreibens betrunken war.⁴⁷ Zur Makulatur wird das Dokument dennoch nicht. Da nur das letzte Blatt der neunseitigen Bürgschaft durch den amtlichen Stempel der Psychiatrie beglaubigt war, wäre es ein Leichtes gewesen, das besudelte Blatt auszutauschen. Das symbolische Datum, die Beglaubigungsformel, der Rotweinfleck – nichts spricht hier mehr für eine Häufung von Zufällen, alles für die bedeutsame Inszenierung der Bürgschaft als sarkastisch-widerstehsame Festgabe mit Rückversicherung.

45 Johnson, Hoppenrath (Anm. 38), S. 106. Für die konsequente Übung, Tippfehler im Text umgehend zu kommentieren vergleiche man den Briefwechsel Johnson-Unseld.

46 Das Schreiben trägt tatsächlich die »Spuren eines Studentenulks«, wie der Herausgeber meint, – allerdings eingeschwärzt vom Humor der Verzweiflung; vgl. Neumann, Philologie und Biographie (Anm. 5), S. 206.

47 Diese Selbstinszenierung läßt sich lesen als sarkastische Allusion auf den Hegel-Rekurs, wie er durch den maßgeblichen Staatsrechtler der DDR, Karl Polak, an exponierter Stelle vertreten wurde. »Es ist dies das erste Auftauchen der Kraft und Macht des Kollektivbewußtseins – der Vereinigung mit einem großen Ganzen. Alle großen Denker rangen um die Erkenntnis dieses Ganzen, das die Wahrheit ist und alle Widersprüche zwischen den Menschen aufhebt, alle zu einer großen Einheit zusammenschweißt. Hobbes nannte es den Gesellschaftszustand; Montesquieu die »vertu«, die Staatstugend; Rousseau den »volonté générale«, den allgemeinen Willen. Für Hegel ist es der Genius der Geschichte, bei dessen Erkenntnis durch den Menschen, wie er sagt, »kein Glied nicht trunken ist.« Vgl. die Festgabe Polaks zum 70. Stalin-Geburtstag 1949: Die Staatslehre Spinozas, in: Sinn und Form 1, 1949, Heft 6, S. 8–37, hier: S. 18f. Polak war seit Ende 1949 Ordinarius für Staatsrecht in Leipzig.

Wozu ein solcher Aufwand? Er entspricht der vertrackten, die Aussageintentionen konterdeterminierenden kommunikativen Situation. Eigentlich müßte man von zwei verschiedenen Situationen sprechen, deren Situationslogiken einander widersprechen, die aber dennoch mit einem einzigen Sprechakt bedient werden sollen. Situation (A) gebietet unakzentuierte Doppeldeutigkeit, Situation (B) akzentuierte Eindeutigkeit. An Stelle der esoterischen Doppelstrategie, die sich an eingeweihte Gleichgesinnte und deren Widersacher zugleich wenden konnte, muß eine Drei-Seiten-Strategie treten. Die beiden Situationen angemessene Sklavensprache muß darum nicht nur doppelt, sondern noch feiner *gerieben* sein: dreifach.⁴⁸ Denn jetzt sind nicht nur die esoterischen Codes der Eingeweihten allegorisch-doppeldeutig zu bedienen (A), sondern auch der exoterische Code Nichteingeweihter, dieser jedoch eindeutig (A) + (B). Beide Situationen bildet das folgende Schema ab.

	Gleichgesinnte	Andersgesinnte	Widersacher
(A) Eingeweihte	<i>Johnson; Hoppenrath</i>	<i>ostdeutsche Behörden</i>	
(B) Nicht-Eingeweihte	<i>Westdeutsche Behörden</i>		

Wer in Situationen, deren illokutionäre politische Aspekte er nicht kennt oder nicht zu deuten imstande ist, dennoch ironisch zu reden wünscht, um sein *inneres* Gesicht zu wahren, tut gut, einen Ratschlag zu beherzi-

48 Daß Doppel- oder Zweideutigkeit im Umgang mit der Zensur unwirksam ist, wurde den Intellektuellen, Geisteswissenschaftlern wie auch Künstlern, nach dem XX. Parteitag der KPdSU aufs neue vorgeführt. »Seit dem 35. Plenum [des ZK der SED vom 3.–6.2.1958, R.G.] ist auch endlich innerhalb der Staats- und Rechtswissenschaft die ideologische Auseinandersetzung auf breiter Ebene in Gang gekommen. Ihr bisheriger Verlauf ist – wie das beispielsweise auf der Leipziger Juristenkonferenz der Fall gewesen ist, über die das *Neue Deutschland* berichtet hat – in erster Linie durch den Kampf gegen solche *trotz aller Zweideutigkeit eindeutig* feindlichen Positionen [...] gekennzeichnet.« Vgl. Staats- und Rechtswissenschaftliche Konferenz in Babelsberg am 2. und 3. April 1958. Protokoll, Berlin (Ost) 1958, S. 53. Dem Versuch von Künstlern, die sozialistischen Dogmen als definierten Prätext und den westdeutschen Markt als präsumtiven Referenztext zugleich zu bedienen, begegnete der Kulturpolitiker Alfred Kurella so: »Es kam hier so weit, daß wir nicht nur zweierlei Maß hatten, was zeigen wir in der DDR, und was zeigen wir draußen – im Westen –, sondern daß manche Künstler und Schriftsteller mit zwei Händen malten oder schrieben, mit einer Hand für den Westen und mit einer Hand für uns.« Vgl. Kurella, Alfred: Unser Ziel: Der allseitig gebildete Mensch, in: Für den Sieg der sozialistischen Revolution auf dem Gebiet der Ideologie und der Kultur. *Aus dem Referat und dem Schlußwort des Genossen Walter Ulbricht, aus den Diskussionsreden und dem Beschluß des V. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands*; Berlin, 10. bis 16. Juli 1958, Berlin (Ost) 1958, S. 233.

gen: Sprich ironisch, ohne zu lächeln.⁴⁹ Das heißt nichts anderes, als möglichst alle Ironiesignale zu unterdrücken, ob beim Sprechen, beim Schreiben oder – beim Schweigen. Immer ist es am sichersten, die bloß vermutete Feindlichkeit der politischen Begleitumstände wie des Gegenübers für gewiß zu nehmen, gleichzeitig aber von sich den Eindruck zu vermitteln, man glaube, dem sei nicht so. Mimesis ist für realistisches Schreiben in einer Situation, in die der junge Johnson sich und seine Generationsgenossen gestellt sah, kein Kriterium für Realismus.⁵⁰ An ihre Stelle tritt Mimikry. Hier kommt sie zu sich, in dem der Schreiber vorgibt, außer sich zu sein: Im Rausch oder im Wahn.

Darum erfand Johnson zeitlebens Personen und personale Erzähler, die sich mit den Mitteln der Sprache hinter den Mehrdeutigkeiten einer *allégorie réelle*⁵¹ zu verbergen wissen.

Die Umstände, unter denen solche »dreifach geriebenen« Schreibweisen eingeübt werden müssen, führt der Roman *Mutmassungen über Jakob* vor. Wenn Zweideutigkeit im Umgang mit der Zensur nicht erfolgversprechend ist, so muß man versuchen, sie zu überbieten. Und so sieht sich nicht nur der Anglist Jonas Blach gezwungen »mit seinen dreideutig verknoteten Wortbezüglichkeiten die herkömmliche Weise von Verständigung« aufzugeben (MJ, 173), sein Zimmer bei Cresspahl muß auch drei Ausgänge haben (MJ, 203), nicht zwei Gerüchte sind es, die Cresspahl über den Anlaß seiner Bahnfahrt am Mittwoch, dem 17. Oktober 1956 in die Welt setzt, sondern drei (MJ, 61), und dazu braucht er natürlich – natürlich? – an jenem Morgen drei Zungen in seinem Hals (MJ, 34). Dabei muß Dreideutigkeit keineswegs bedeuten, daß jeweils drei voneinander abhebbare Bedeutungen realisiert werden sollen. Eine dritte Bedeutung resultiert jeweils immer schon aus der Verschmelzung zweier voneinander abhebbarer Bedeutungen zu einer dritten, in der, wie die jeweilige Situation jedenfalls nahelegt, beide aufgehoben sein müssen.

49 Allerdings am besten ohne dessen zweiten Teil: Lächle, ohne zu reden. Vgl. Serner, Walter: *Das Praktische Handbrevier. Elementares* (1927), aus: ders., *Der Pfiff aufs Ganze*, Berlin 1993, S. 16.

50 In großer Klarheit erklärt Boris Groys, »realistisch zu sein,« bedeutete »für den Künstler in dieser Situation, die eigene Erschießung für als politisches Verbrechen gewertete Differenzen zwischen seinem persönlichen Traum und dem von Stalin zu vermeiden.« Vgl. ders., *Gesamtkunstwerk Stalin. Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion*, München 1996, S. 60. Mit einem ganzen Sack voll Salz galt das auch für jene Situation, in der Johnson öffentliches Reden und Schreiben einübte.

51 Hofmann, Werner: *Courbets Wirklichkeiten*, in: Courbet und Deutschland, [Ausstellungskatalog], Köln 1978, S. 590-613.

Die Frau, die Cresspahl an jenem Mittwochvormittag zur Bahn brachte, vertrat Mutterstelle bei Gesine, und anders als Gesines Vater redete sie ihre Ziehtochter an: »Kind, – Kind sagte sie und Cresspahl [sic!] vermied diese Anrede in den Briefbüchern, die er seiner Tochter über die Grenze schickte. Denn hinter der Grenze blieb sie in dem anderen Deutschland, da dolmetschte sie nun in einem Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte.« (MJ, 17)

Sollen die Leser annehmen, Cresspahl schicke regelmäßig Briefe, dick wie Bücher, an seine Tochter über die Grenze? Oder er schicke Bücher, in die er Briefe einlegt? Oder werden diese Bücher zu Briefen, indem er nach einem bestimmten mit seiner Tochter verabredeten Schlüssel Buchstaben markiert? Die letzte Methode ist immerhin relativ gebräuchlich in der gedeckten Kommunikation. Jedenfalls macht diese Stelle eines deutlich: das Übliche, Gewohnte, im privaten Verkehr Erwartbare wird in diesen Briefbüchern vermieden.

Vielleicht ist aber die Erklärung viel einfacher. Jean Paul hat Bücher einmal als »größere Briefe an das Publikum« bezeichnet.⁵² Ich bringe den Beleg hier in voller Länge, weil er mir zu zeigen scheint, wie ernst Johnson sein eigenes Urteil nahm, wonach Jean Paul in der *Vorschule der Ästhetik* den »Humor in ausführlicher und heute noch interessanter Weise als Darstellungsmittel« begründet habe.⁵³

Da überhaupt die Bücher nur größere Briefe an das Publikum sind: so ringen wir nach jener angenehmen Nachlässigkeit, die man in kleineren Briefen so

52 Auch die Formulierung »möglich viel von den Büchern« (MJ, 100), die Johnson gegen den Widerstand seines Lektors durchsetzte, dürfte auf Jean Paul hinweisen. Vgl. Jean Paul, *Vorschule der Ästhetik*, § 85 – Vermischte Bemerkungen über die Sprache, in: ders., *Sämtliche Werke* (Anm. 3), I. Abt., Bd. 5, S. 320. Vgl. dagegen aber Fahlke, Eberhard (Hg.): *Die Katze Erinnerung*, Frankfurt am Main 1994, S. 85, und den dort zitierten Briefwechsel Johnsons mit Walter Böhlich. Bereits zuvor hatte Johnson die Formulierung wiederholt gebraucht, auf Jean Paul weisen auch einige von Johnsons orthographischen Eigenheiten, wie die gelegentliche Tilgung des Fugen-s in Komposita – die gerade wegen der Inkonsistenz irritiert und als Vexiersignal wirken kann –, oder Getrennschreibungen wie »der Massen«, deren deiktischer Charakter freilich infolge der jüngsten Rechtschreibreform Schaden nehmen dürfte. Vermischte Nachrichten als »zugelaufene Hunde« zu bezeichnen, ist nun eine unverhohlene Anleihe beim Posthund der 45. Hundposttage aus dem *Hesperus*. Vgl. Johnson, Uwe: Brief vom 17. März 1962 aus Rom an Siegfried Unseld, in: Uwe Johnson – Siegfried Unseld. *Der Briefwechsel*, hg. von Eberhard Fahlke und Raimund Fellingner, Frankfurt am Main 1999, S. 178.

53 Johnson, Uwe: Nachwort [zu einer beabsichtigten Edition des *Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal* von Jean Paul], in: ders., *Entwöhnung* (Anm. 4), S. 83–94, hier: S. 91.

achtet und genießt; auch sahen mehr ihr Ringen dadurch belohnt, daß sie jene Kunstlosigkeit der Wörterstellung, der Holperigkeit, des Übelklangs und der Sprache überhaupt wirklich erreichten, welche Cicero dem Briefschreiber so beredt anpreiset. (Cic. in orat. num. 23: Primum igitur eum (stilum epistolarem) e vinculis *numerorum* eximamus – Verba enim verbis coagmentare *negligat* – Habet enim ille tanquam *hiatus* concursu vocalium *molle* quiddam et quod indicet non ingrati *negligentiam* de re hominis magis quam de *verbis* laborantis.) Auch dieser höhere Briefbücherstil ist keines von den schwächsten Sparmitteln des Wissens. Wie viele Sprach- und Periodenbau-Kenntnisse ersparen sich nicht wieder andere Poetiker schon dadurch, daß sie wie das einfache Kind bloß das *Und* zum Anfange und Bande ihrer Gliedersätze machen – denn ich setze bei ihnen voraus, daß sie es nicht aus verheimlichter Kenntnis und Nachahmung des ebenso mit *Und* anfangenden Hebräers und Demosthenes tun – und wie viel Kopf und Zeit-Aufwand vermeiden sie bloß durch die Wahl eines älteren Stils, welcher zwar im 16. und 17ten Jahrhunderte selber noch schwierige Kunst war (Dennoch dringen die altheutschen Volksmärchen und Geschichten auf den Sprachton *ihrer* Zeit, daher *Büsching*, *Tieck* u.a. das *Alte* mit Recht nur *alt* erzählen. Für *Musäus* war, auch mit Recht, die alte Sage nur Fahrzeug neuester Anspielungen. *Weisser* warf in das Orientalisch-Romantische der 1001 Nacht die Brand- und Leuchtkugeln des Verstandes; aber dafür bestreute er die Stätte mit desto mehr *Salz*.), aber jetzo im 19ten uns bei dem höheren Stande der Sprachbildung nur leicht wie Wasser entgeht und fließt! – Diese Leicht-Flüssigkeit schätzt man erst gerecht und ganz, wenn man dagegen den fast verdrüßlichen und strengflüssigen metallschweren Redefluß eines Lessings, Goethens, Herders, Schillers und noch vieler andern hält oder gar ihn sich zuleiten und fahrbar machen will.⁵⁴

Cresspahls Briefe werden zu Büchern, weil sie in eben jenem »Briefbücherstil« abgefaßt sind, den Jean Paul hier ironisiert. Die Stilelemente, die er anführt – agrammatisch wirkende Syntaxverstöße, Häufigkeit der Parataxe, Archaismen, Anleihen bei Märchen, Anspielungsreichtum – zeichnen aber auch Johnsons Roman als Ganzen aus. Und nicht ohne Grund, wollte ihn doch der Autor ursprünglich unter einem Pseudonym veröffentlichen und mußte daher damit rechnen, daß sein Text unter die Lupe der ostdeutschen Zensoren genommen und dann sogleich die »Hetzjagd nach dem Verfasser« (MJ, 102) losbrechen würde. Die vom Verlag erbetene Selbstreferenz des in den Westen umgezogenen Autors stellt nur zu leicht den Blick auf diese Konstellation, vor allem, weil sie den Roman leichter entschlüsselbar macht, als ursprünglich vom Verfasser vorgesehen. Denn eigentlich müßte selbst das Jahr der Handlung noch aus indirekten Daten errechnet werden.

54 Jean Paul: Vorschule der Ästhetik (Anm. 52), S. 406f. Hervorhebungen im Original; die Anmerkungen Jean Pauls wurden von mir in Parenthesen eingefügt, R.G.

Ein Brief wird unter den Umständen der Briefzensur, wenn das Menschenrecht des Postgeheimnisses außer Kraft gesetzt ist und auf der Post Fanglisten aushängen,⁵⁵ zum Buch. Jeder Brief wird dann zum Buch: weil er von einer unbekannten Anzahl unerwünschter Leser mitgelesen werden kann.

Der Unterschied ist allein, daß der Brief einen befugten Schreiber hat und in der Regel, wenn es sich nicht um einen offenen Brief handelt, auch nur einen befugten, erwünschten und eingeweihten Leser, der Autor eines Buches aber immer mit unbefugten und befugten, unerwünschten und erwünschten, eingeweihten und nicht eingeweihten Leser rechnen muß. Es darf nicht erwartet werden, daß ein Brief sich in gleichem Maße um Verständlichkeit bemüht wie ein Buch; es genügt, wenn er sich auf ein Wissen bezieht, daß mindestens zwei, Absender und Empfänger, miteinander teilen. Wenn aber gemeinsames Wissen erst durch die Briefe hervorgebracht werden kann, gleichwohl aber vor unbefugten Mitlesern verborgen werden soll, so befinden sich Absender und Empfänger in einem Dilemma.

Diese Situation einer doppelten Zensur in einer geschiedenen Welt, deren präsumtive Zensoren nach einem östlichen und nach einem westlichen Raster lesen, unterscheidet sich wesentlich von der herkömmlichen, mit der es etwa russische Dekabristen oder deutsche Vormärz-Autoren zu tun hatten. Aber nicht nur Briefe sind von dieser Zensur betroffen, sondern auch Bücher. Die Situation ist paradox: Briefe werden für den eingeweihten, befugten, erwünschten Empfänger nicht mehr uneindeutig lesbar, weil der Absender die Mitteilung vor eingeweihten, unbefugten, unerwünschten Mitlesern einerseits wie vor uneingeweihten, unbefugten, unerwünschten Mitlesern andererseits der Grenze zu verbergen trachtet. Aber erfolgreich die Mitteilung zu verbergen kann er nur hoffen, wenn sein Text zugleich eine Mitteilung enthält, die diese Zensoren zufrieden stellt. Bücher wie Briefe werden also schwerer verständlich, weil der Verfasser mit mehr Lesern zu rechnen hat, als ihm lieb sein kann. Jean Paul hat einmal, weitaus eleganter als etwa Bettina von Arnim,⁵⁶ sein Spiel mit der Zensur vor-gespielt, indem er »Lücken eigener Zensur« als Sternchen dem Zensor zuwies. Im *Komischen Anhang* zum *Titan*, im *Giannozzo* aus dem Jahre 1801, findet sich folgende Fußnote: »Der wahre Name [des Fürstentümleins Vierreuther, R.G.] aber heißet,

55 Vgl. MJ, 12, 32; JT, 649, 942ff.; 1636, 1727.

56 Bettina von Arnim: Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuches zweiter Band. Werke und Briefe, hg. von Gustav Konrad, Bd. 3, Frechen 1959, S. 259, 293, 298 u.ö.

wenn anders die Zensur nicht Sternchen dafür setzt, ★★★★★.«⁵⁷ Ein Akt wohlweislicher Selbstzensur wird damit dem Zensor wieder zugeschrieben. Der könnte reagieren, aber nur, wenn er das Pseudonym auflöste und durch den richtigen Namen ersetzte. Mit diesem Kunstgriff ist aber immer auch die fiktive Zeitlichkeit des Textes durchbrochen und verlängert bis an den jeweiligen Zeitpunkt der Publikation. Durchbrochen wird also nicht nur der zeitliche Rahmen, sondern auch die Grenzen zwischen Fiktion und Realität, diese wird an jene zurückgebunden und -verwiesen. Jedes Wort des Textes kann dann nicht mehr nur dem ausgewiesenen Verfasser zugewiesen werden, der ihm zugeschriebene Text wird damit Teil einer nicht nur über die Erzählzeit, sondern auch über die Schreibzeit hinaus verlängerten kollektiven Überlieferung.

Eine vergleichbare Strategie für Briefe hat Tucholsky in seiner Anekdote »Der Floh« zum Besten gegeben. Er läßt den Absender dem Empfänger die Mitteilung machen, in seinem Brief befinde sich ein lebendiger Floh. »Er legte aber keinen Floh hinein. Als der Brief ankam, war einer drin.«⁵⁸ Diesen Floh kann also nur ein erwünschter Zwischen-Durchleser hineingetan haben, so wie ein Zensor die Sternchen in Jean Pauls Text eingefügt haben könnte.

Die Strategie ist simpel, aber sie ist nicht allein deswegen ungeeignet, weil Flöhe in Büchern kaum zu halten sind, anders als Würmer oder, eben, Sternchen. Johnson meinte zwar, »Sternchen« seien »eine Erfreuung fürs Auge und Sinn des Lesers«,⁵⁹ aber sie finden sich in seinen Büchern nicht. Weniger leicht aufzufinden sind Fehler, absichtsvoll gemacht, aber getarnt als unterlaufene Irrtümer, Druckfehler, logische Inkonsistenzen.⁶⁰ Das wäre eine philologische Fehlerdiskussion, die anders als die moral-philosophische in den *Mutmassungen* (MJ, 123) vom Geheimpolizisten Rohlf's nicht verweigert, sondern vorgeführt wird. »Es sind nicht genug Fehler im Text« (MJ, 128) sinniert er. Denn Fehler sind geeignet, die Urheberschaft eines Textes unsicher erscheinen zu lassen und so den Autor zu schützen.

57 Jean Paul: Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch, *Sämtliche Werke* (Anm. 3), I. Abt., Bd. 3, S. 934.

58 Tucholsky, Kurt: Der Floh, in: ders., *Ausgewählte Werke*, Bd. 6, Berlin 1981, S. 451.

59 Vgl. Neumann, Johnson (Anm. 42), S. 306f.

60 Eine ausführliche Fehlerdiskussion solcher »Sternchen« und »Flöhe« in Johnsons Texten werde ich demnächst liefern, denn: »In jeden Druckfehler soll sich Verstand verstecken und in die errata Wahrheiten«, verhiess bereits Jean Paul in den *Flegeljahren*. Vgl. ders., *Flegeljahre* (Anm. 20), S. 596.

Das Ergebnis eines dreideutigen »Briefbücherstils« ist wiederum ein Text, der zwar hermetisch ist, dessen Autor aber dennoch behaupten darf, er habe »keinerlei Rätselerfindungen da beabsichtigt«. ⁶¹ Aber wenn es vom aus der DDR zurückgekehrten Karsch heißt, »[e]r hätte sein Durcheinander gern entschlossen, und wäre es unüberlegt«, ⁶² so ist genau jene Dreideutigkeit erreicht, die es braucht, um mit der Zensur umzugehen, die aber einen Stil zeitigt, der, weil er drei Dinge auf einmal wollen soll, Gefahr läuft, nichts zu erreichen. Dennoch: Karschs inneres Durcheinander könnte geordnet werden, wenn er sich entschlösse, es zu entschließen. Er vermag es nicht zu entschlüsseln, denn es ist verschlossen, obwohl Karsch es nicht verschlüsselt hat: Die verwirrenden Fremdheitserfahrungen, das beginnende Verständnis für die »anderen Druckverhältnisse« in der anderen Hälfte des geteilten Landes tragen Schuld daran, nicht Karsch ist verantwortlich. Karsch aber entschließt sich nicht, und so kann auch die *Beschreibung einer Beschreibung* nicht allein auf Karsch zurückgehen: Die Frage, ob Karsch mit dem Erzähler identisch ist oder wird, ist müßig. Sie erübrigt sich, wenn man den gedruckten Text als partielles Palimpsest oder als Glossar auffaßt, als codex rescriptus, eben als *Beschreibung einer Beschreibung*: »Warum fragen Sie immer danach, wollen Sie am Ende darüber schreiben?« ⁶³ Am Ende hat jemand darüber geschrieben, die bereits beschriebenen Blätter aufs neue beschrieben. ⁶⁴ Im Druckbild ist das nicht mehr zu erkennen, lediglich die zahlreichen Satzabbrüche ohne die üblichen drei Punkte ⁶⁵ weisen darauf hin, daß die Aposiopese nicht bloß eine Figur des Verschweigens ist, sondern daß es sich um ein Konvolut von Texten unterschiedlichster Provenienz handeln könnte, die ein Redaktor nach bestem Wissen und Gewissen vorbringt, immer aber skrupulös genug, um nicht durch unbedachte Konjekturen die Quellen zu verderben.

Nun kann ein Autor, der immer wieder betont, er schreibe nur seinen Text, die Leser müßten dann ihre aktive Rolle wahrnehmen, schlecht dieselben Leser belehren wollen, wenn sie seinen Text doch rätselhaft finden.

61 Bienek, Horst: Werkstattgespräch mit Uwe Johnson (*Am 3.–5.1.1962 in West-Berlin*), in: Fahlke, Eberhard (Hg.), »Ich überlege mir die Geschichte ...«. Uwe Johnson im Gespräch, Frankfurt am Main 1988, S. 194–207, hier: S. 201f.

62 Johnson, Reise wegwohin (Anm. 29), S. 62.

63 DBA, 209.

64 Vgl. ebd., S. 139ff.

65 Vgl. ebd., S. 7, 10, 24, 29, 40, 79, 99, 122, 124, 126, 129 u.ä.

Mit etwas gutem Willen läßt sich jedoch auch dieser Rechtfertigung ein Nebensinn abgewinnen. Es lag nicht in der Absicht des Autors, den Text zu verrätseln, wenn er rätselhaft ist, so ist dies den Umständen geschuldet, die er modellierend abbildet und auf die er trifft. Eine ähnliche Rechtfertigung für die stilistischen Feinheiten seiner Widmungen findet sich bei Jean Paul, der schrieb: »Der Verfasser dieses darf ohne Unbescheidenheit hoffen, immer so zugeeignet zu haben, daß er so fein war wie wenige Franzosen, – was allerdings ein wahres Verdienst beweiset, wenn auch nicht seines.«⁶⁶ Nicht das Verdienst des Autors, sondern der Zensoren ist es, die gleichsam unsichtbar an seinem Text mitschreiben,⁶⁷ indem sie ihn zwingen, nicht »einfach so«,⁶⁸ sondern doppelt und dreifach anspielend, an- und bedeutungsvoll zu schreiben. Noch Gottfried Keller,⁶⁹ und nach ihm erst wieder Wolfgang Harich,⁷⁰ konnte diesen Stil bewundern wegen seiner formalen Angemessenheit und zugleich erleichtert aufatmen, weil die Not abgetan schien, die ihn aufnötigte: *Alludere non necesse est*. Diese Anmaßung fragt nicht zuerst nach dem Gegenstand der Darstellung, sondern nach den zeitgeschichtlichen Umständen, oder, wie Johnson schreibt, nach dem erhöhten »Nachdruck« unter »anderen Druckverhältnissen«,⁷¹ dem der Geschichtschreiber ausgesetzt ist, der seine Geschichte modelliert und auf den, wie er fürchten muß, der gedruckte Text wieder trifft. Darum modellieren die Druckverhältnisse, nämlich die »politische Physik« (MJ, 271) als Preßgesetz, den Stil.

Nahezu zehn Jahre nach dem Erscheinen der *Mutmassungen über Jakob*, während der Arbeit an den *Jahrestagen*, hat Johnson in einem Brief an Manfred Bierwisch eine solche *dreifach geriebene* Kommunikationsstrategie des verbergenden Bedeutens erneut resümierend beschrieben:

66 Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik* (Anm. 52), S. 182.

67 DBA, 140.

68 Roloff, Michael: Gespräch mit Uwe Johnson. (*Am 20.8.1961 in New York*), in: Fahlke (Hg.), *Gespräch* (Anm. 61), S. 171–183, hier: S. 183.

69 »Denn obgleich wir jene Herren [Sterne, Hippel und Jean Paul, R.G.] gehörig verehren, besonders den letzten, so wird uns doch mit jedem Tag leichter ums Herz, wo ihre Art und Weise zum mindern Bedürfnis wird. Es war eine unglückselige und trübe Zeit, wo man bei ihr Trost holen mußte, und verhüten die Götter, daß sie nach der Ohlmützer Punctuation und den Dresdner Konferenzen noch einmal aufblühe.« Vgl. Keller, Gottfried: Jeremias Gotthelf, in: *Kellers Werke in fünf Bänden*, hg. Von Hans Richter, Bd. 5, Berlin ⁸1980, S. 318f.

70 Harich, Wolfgang: *Jean Pauls Revolutionsdichtung*, Berlin 1974.

71 Johnson, *Reise wegwohin* (Anm. 29), S. 33, 66f.

Die starke Verklebung meiner Briefumschläge lässt sich auch damit erklären dass ich um zu sparen die billigste Sorte kaufte um herauszufinden dass man deren Gummierung mit Klebstoff nachhelfen muss.

Es mag sein dass der wiederum vermischt wird mit einem Erzeugnis deiner Republik oder einem noch diesseits der Grenze hergestellten Produkt; ich bin mir nicht bewusst dass wir diese Möglichkeit jemals ausgeschlossen haben.

Weiterhin halte ich für unabkömmlich dass wir unsere Verständigung für diese Dritten einrichten statt auf uns. Ich bin sicher dass unsere gegenseitigen Mitteilungen der Intelligenz oder dem Interesse von Nachrichtendiensten oder Fahndungsanstalten entzogen sind, solange nicht eine Verbindung überhaupt untersagt ist. Eine negative Beurteilung der arabischen Politik in meinem Brief gegen eine positive Variante in deinem gestellt scheint mir vertrauenswürdiger als das Verfahren des Andeutens oder schlichten Auslassens.⁷²

Das Kommunikationsmodell entspricht immer noch genau dem, das ich oben anhand des geheimen offenen Briefes für Kurt Hoppenrath entworfen habe. Einen qualitativen Unterschied zwischen privater und öffentlicher Kommunikation kann es unter solchen Vorzeichen kaum geben. Es gibt zwar einen Briefschreiber und einen erwünschten Empfänger, aber auf beiden Seiten ist mit unerwünschten Mitlesern zu rechnen, auf deren unterschiedliche Codes und Präferenzordnungen die Kommunikation auszurichten ist. Nachgeordnet sind demgegenüber die Bedürfnisse von Schreiber und Empfänger, nachgeordnet ist der Inhalt der Mitteilung. Wichtig bleibt allein, daß Informationen überliefert werden, und daß unter allen Informationen auch die enthalten sind, die übermittelt werden sollen. Der Idealfall wäre ein Text, der sowohl dem Geheimdienst auf östlicher wie dem auf westlicher Seite verständlich, also unverfänglich ist, aber dennoch eine dritte Bedeutung zu transportieren imstande ist. Die Form muß dann selbst zur Mitteilung werden, in dem sie als Stil die Nachricht in Form bringt: »Eine Art Information, in der Form von Erzählung, wahrscheinlich weit weniger wirksam als die regelrechte Nachricht.«⁷³ Anders gesagt: Die Information in der Information trägt die Form – nicht die Nachricht.

72 Johnson, Brief vom 4. Dezember 1968 an Bierwisch, in: Fahlke, Katze Erinnerung (Anm. 52), S. 209f. Ganz ähnliche Überlegungen hatte Johnson einen Dr. Jonas Blach bereits am Abend des 8. November 1956 anstellen lassen: »Es darf nicht drinstehen was vorgefallen ist, ich würd auch nichts andeuten, aber nun erfinde mal was [...]« (MJ, 70).

73 Johnson, Uwe: Auskünfte und Abreden zu *Zwei Ansichten*. (Auf Fragen von Mike S. Schoelman) [23.9.1965], in: Fahlke: Gespräch (Anm. 61), S. 86–89, hier: S. 87. Offensichtlich konnte Johnson nicht darauf vertrauen, daß jemand ihm Fragen stellen würde, auf die er sich und uns seine scheinbar tautologischen, nichtsdestoweniger vieldeutigen Antworten geben konnte. Deswegen stellte er die Fragen gleich selber.

Werden Briefe damit zu offenen Briefen wider Willen, oder eben zu »Briefbüchern«, so können umgekehrt Bücher ebenso gut zu Briefen werden, allerdings nur, wenn die private Mitteilung auch in der Fiktion mindestens einen Nebensinn erhält, der sich der Intelligenz der Leser nicht entzieht.

Die Seiten 1635–1643 der *Jahrestage* sind nicht verklebt, denn ihr autobiographischer Bezug ist für das Verständnis des Romans ohne jeden Belang.

Rudolf Gerstenberg, Frommannstr. 3, 07743 Jena,
rudolf.gerstenberg@rz.uni-jena.de